

HUNTER'S MASS EN JÄGERMESSE.

Liturgische termen komen er in taalkundige woordenboeken zelden goed af. Een voorbeeld — een uit vele — zijn de beide hier genoemde woorden.

„Hunter's Mass”, zegt de *Oxford Dict.*, „a short mass said in great haste for hunters, who were eager to start for the chase (Nares).”

En uit de vele voorbeelden, die aangehaald hadden kunnen worden, wordt genoteerd (1595) „Gentleman pray'd him to say a Hunters Masse (Meaning a briefe Masse).”

„Jägermesse”, beweert Grimm's Wtb., „kurze flüchtige messe” en hij tracht zijn bewering te staven door eenige voorbeelden en de cordate regels van Uhland:

Begrabt mich unter breiter eich
im grünen vogelsang
und lest mir eine jägermeß
die dauert nicht zu lang.

Maar *short* en *kurz* zijn niet goed genoeg en *in great haste* en *flüchtig* worden door geen enkele bewijsplaats gestaafd.

Een *hunter's mass* of een *jägermesse* is een missa venatica of venatoria (cf. Ducange, i. v.), een dier eigenaardige gebruiken, die eigenlijk iet of wat vreemd zijn en tot allerlei misbruiken hebben aanleiding gegeven, zoodat de hervormers niet nagelaten hebben er duchtig op te schimpen. Men hoore b.v. Marnix in zijn *Byencorf!*

Ze was kort. Sterker nog: ze was te kort. Weggelaten werd n.l. het hoofdbestanddeel van de mis, dat wat de mis tot *misoffer* maakt. In de mis toch worden de ouwel en de wijn tot Christi lichaam en bloed geconsecreerd en geofferd. En juist dit, juist deze offering werd weggelaten. De mis wordt daarom ook wel genoemd „missa sicca” of „droge mis”.

In dezen geest dus moeten beide artikels gewijzigd en aangevuld worden. En voor wie deze mededeelingen te kort zijn, schreven Thalhofer, *Handb. der Kath. Liturg.*² II, 262 en Franz, *Die Messe im deutschen Mittelalter*, S 79 ff.

Den Haag.

A. VAN HERK.

BOEKBESPREKINGEN.

A. RUPLINGER, *Charles Bordes, membre de l'Académie de Lyon (1711—1781)*. Préface de G. Lanson. Lyon, A. Rey, 1915. 6 fr.

André Ruplinger (1889—1914), élève de l'École Normale supérieure, qui comptait il y a quelque temps 79 morts sur 189 élèves, a étudié dans ce mémoire pour le diplôme d'études supérieures la vie et l'œuvre d'un modeste savant de province, type du „philosophe” du XVIII^e siècle. Bordes appartenait à une vieille famille de libraires lyonnais; il a écrit, voyagé, fait le bien. Il a été avant tout académicien de province. Et par là son cas est typique. Car dans ses mémoires et ses écrits se reflètent les préoccupations, les idées, les rêves de son temps; ils éclairent, trop nombreux produits oubliés d'ordre secondaire d'un esprit à demi-côte, les grandes œuvres: *Discours sur la Science et les Arts, le Mondain, la Profession de Foi du Vicaire savoyard*, le *Discours sur l'Universalité de la Langue française*; ils

ont trait aux polémiques „philosophiques” et en montrent la répercussion dans le milieu d'une grande ville fière de son passé, mystique, littéraire et commerçante. Bordes est avant tout Lyonnais, malgré ses voyages et ses correspondants parisiens. Évoquer le milieu littéraire où B. vécut, préciser l'influence des „philosophes” sur les Académiciens lyonnais, tel est le but de cette intéressante monographie.

Intéressante avant tout en ce qu'elle montre comment Jean-Jacques, sous l'influence de la polémique avec B., discerne plus clairement les grandes lignes de son „système”, les précise, les retouche entre 1750 et 1753 (p. 28—58). Et comment l'ancien ami du citoyen de Genève devient un porte-parole de Voltaire, si habile à susciter des haines autour de Jean-Jacques (p. 71—77), capable peut-être, dans sa *Lettre au Dr. Pansophe*, d'imiter le style de B. pour déplorer ceux qui croyaient l'y reconnaître (p. 75), excellant à „faire mousser”, si j'ose le dire, les Académiciens de province (p. 77—82). Par là ce travail contribue à élucider deux points d'histoire littéraire.

Il nous permet aussi de connaître les idées de B. sur l'art, la littérature, l'éducation, la langue — curieuse addition (p. 151—169) au livre de M. A. François sur *la Grammaire du Purisme* —, la nature, la philosophie et la science, l'économie sociale . . . et la Hollande¹⁾. Nous assistons enfin à une polémique avec l'abbé Jacquet (p. 219—252), sans valeur littéraire, mais qui permet de pénétrer encore une âme idyllique de la veille de la Révolution; en même temps elle fait constater de quelle façon les catholiques pouvaient se servir des théories de Rousseau. Vers la fin de sa vie cet épicurien sceptique publie un pamphlet, *Le Catéchumène* (1768), nettement anticlérical.

En somme: un Académicien de province, presque uniquement homme de lettres, sans idées originales, sans talent, mais vulgarisateur de la pensée philosophique à Lyon.

Amsterdam.

K. R. GALLAS.

Walther von der Vogelweide, herausgegeben und erklärt von W. WILMANN'S.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage besorgt von Victor Michels.

Erster Band: *Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide*. Halle, Waisenhaus, 1916.

Seit Jahren schon war Wilmann's *Walther* vom Büchermarkt verschwunden; auch antiquarisch waren die zwei Bände der 1882 und 1883 erschienenen zweiten Auflage nur schwer aufzutreiben, wie u. a. die Utrechter Bibliotheksverwaltung erfuhr, als es galt, die früher versäumte Anschaffung nachzuholen. Um so freudiger begrüßen wir das Erscheinen dieser zweiten Umarbeitung, die W. selbst in Angriff genommen hatte, als ein trauriger Unfall ihn vor sechs Jahren der Wissenschaft plötzlich entriß, und deren Fertigstellung wir der entsagungsvollen Arbeit von V. Michels verdanken. Aus seiner 4. Nov. 1916 datierten Vorrede erfahren wir, daß die Umarbeitung der zwei ersten Kapitel: I. *Einleitung* II. *Das äußere Leben Walthers* von W. im Wesentlichen abgeschlossen war, sodaß dieselbe mit geringfügigen Änderungen und

¹⁾ p. 93—99. Il la visite en 1759. Et il loue nos mœurs et „le froid maintien” de nos épouses. Mais van Effen a fait entendre un autre son de cloche!

Ergänzungen aufgenommen werden konnte. Für sein III. Kapitel *Gedanken und Anschauungen*, aus welchem mehrere Partien in I und II übergegangen waren, hatte W. eine 'Umgruppierung' entworfen, deren Schema, abgesehen von einigen Änderungen und Erweiterungen, dem gleichnamigen IV. Kap. bei Michels zu Grunde liegt. Michels' III. Kap. dagegen, *Liederdichtung; Innere Entwicklung*, ist aus Wilmanns' letztem Kap. *Entwicklung des Dichters* hervorgegangen. Hier war M. durch die Lückenhaftigkeit der von W. hinterlassenen Vorarbeiten genötigt, tiefer in das ursprüngliche Gefüge einzugreifen und selbständiger zu gestalten, als in den übrigen Teilen. Daß infolge dieses Verfahrens einige Partien etwas ungleich ausgefallen sind, liegt in der Natur der Sache. Besondere Schwierigkeit machte dabei die von M. VII–VIII hervorgehobene Unklarheit in Bezug auf Wilmanns' Stellung zu seiner früheren Liedertheorie. Inwiefern W. noch an seinen 'Vortragszyklen' festhielt, war aus dem vorhandenen Material nicht zu entnehmen, und so sah sich also M. zu einer Art Kompromiß zwischen der alten Darstellung und neuern Ansätzen genötigt, wenn er nicht eigene Ansichten an Stelle der Wilmannschen setzen wollte. Endlich hat M. diesem Bande noch ein V. Kap. einverleibt: *Sprache, metrische Form, Stil*, das in der 2. Auflage einen Teil der Einleitung des II. Bandes (S. 20–100) bildet. Auch hier mußte der von M. vorgenommene 'schonende Umbau', da W. nur den Abschnitt *Sprache* den neueren Forschungen gemäß umgearbeitet hatte, zu einem halb-schlächtigen, Altes und Neues verbindenden Resultat führen. Aus diesen kurzen Andeutungen mag man ersehen, welche Entscheidung und Selbstentäußerung der Herausgeber hat üben müssen, um uns den Wilmannschen *Walther* in soweit möglich neuem Gewande wiederzuschicken. Eigene abweichende Meinungen hat M. hier und da durch einen Zusatz zu den *Anmerkungen* angedeutet. Im Übrigen sind diese letztern, abgesehen von der Reihenfolge und Numerierung, unverändert übernommen. Die zahllosen Zitate sind, wie ich mich durch Stichproben überzeugt habe, sorgfältig nachverglichen worden. Druckfehler stoßen sehr selten auf; ich erwähne: S. 2. unten 1160 l. 1060; S. 23, 10. z. v. o. *betrachten* l. vielleicht *betrügen*? S. 44, 6. z. v. o. *sein*⁹⁴ l. 94a; S. 303, 3. z. v. u. *schätzt* l. *schützt*; S. 330, 14. z. v. u. *Mitteltonsilbe* l. *Tonsilbe*; S. 344, 9. z. v. o. *Hebungen und Senkungen* l. *H. oder S.*, 10. z. v. o. 45, 14 l. 43, 14; S. 406, 9. z. v. o. *Minnelieder* l. *Minneleiche*. Bedenklicher ist das Fehlen folgender Anmerkungen, auf welche im Text verwiesen wird: 48a S. 24; 37a S. 79; 22a S. 308.

Ein rascher Überblick über das Ganze, wie es jetzt vorliegt, wird Gelegenheit zu einzelnen Bemerkungen bieten.

Das I. Kap. *Geschichte des Minnesangs vor Walther* ist im Vergleich zu der früheren *Einleitung* bedeutend erweitert, einmal durch Herübernahme einer zur Charakteristik des Minnesangs dienenden Partie aus dem früheren III. Kap., besonders aber dadurch daß die Resultate neuerer Forschung über das Verhältnis des Ms. zur lat. Schul- und Vagantenpoesie, zum Volksliede und zur romanischen Lyrik, der historischen Darstellung zu Gute gekommen sind. Es wird zunächst das Verhältnis der Spielmannsdichtung zur geistlichen erörtert. Daß W. das Zeugnis des sogenannten Heinrich von Melk noch immer für fraglich hielt, deutet der Zusatz S. 2: *wenn sie* (die Lieder

Heinrichs) *so alt sind* an (dazu Michels' Anm. 114, S. 407); S. 3 ist an seine Stelle der Dichter des Anlilies getreten. Gegen die Charakterisierung des Georgsliedes als *nach Auffassung und Darstellung ganz spielmannsmäßig* (S. 2 unten) weist M. auf Ehrismanns Ausführungen PBB XXXIV, 177 ff., sowie auf die 'schwere orchestrale Rhythmik' (nach mündlicher Mitteilung von Sievers) hin. Ich muß gestehen, daß ich in Versen, wie *Da3 weiz ich, da3 ist alewâr, âf erstuont sik Gorijo dâr* nichts von solchem schweren Rhythmus spüre, eher das Gegenteil. Darüber könnte doch nur die Melodie Aufschluß geben.

Die Entwicklung des Ritterstandes ist jetzt ausführlicher, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse (u. a. nach Schulte) geschildert. Daß Walther ritterbürtig, aber nicht selbst Ritter war, wird hier schon ausgesprochen. Bemerkenswert ist der Zusatz s. 9. unten: *Ofter mögen die Söhne von Ministerialen in die Schule geschickt sein, um mit den Klerikern zusammen erzogen zu werden*, u.s.w., was denn auch für Walther anzunehmen sei. So wird der früher nur flüchtig gestreifte Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung des Ritterstandes stärker betont und mehr im Einzelnen dargelegt, wobei der Durchzug der französischen Heere Ludwigs VII. durch die Donauländer in den Jahren 1147–49 ein wichtiges Moment ist, dessen Bedeutung für die Frage nach der Herkunft der ritterlichen *trütliet* in Österreich um 1160 (das Zeugnis Heinrichs von Melk als gültig angenommen) freilich auch W. nicht erkannt zu haben scheint. Auffallend stark gekürzt dagegen ist die hier anschließende Betrachtung über den Einfluß der französischen Kultur, der jetzt auf einer Seite (11–12) abgetan wird, während die frühere Fassung ihm sechs Seiten (10–15) widmete. Ein Teil davon, das Eindringen fr. Fremdwörter betreffend, ist in die Anm. verwiesen. In die dadurch entstandene Lücke tritt nun eine längere Ausführung über die Stellung der Frau in der Gesellschaft, welche, von den alten Germanen ausgehend, den Übergang vom alten Brauch zum neuen und den Gegensatz beider darlegt. Die S. 15 aus Ulrichs v. L. *Frauenbuch* angeführte Schilderung des unhöfischen Ritters, der, anstatt seine Dame zu *trüeten*, sich der Jagd und dem Trunk ergibt, hätte illustriert werden können durch den Hinweis auf Iron Jarl in der Thidrekssaga.

Auf diesem sozialen Hintergrunde wird nun das Bild der ritterlichen Minnedichtung entworfen. Damit knüpft die neue Fassung S. 16 wieder an den früheren Wortlaut (S. 15) an: *Das 12. Jahrhundert sah einen Aufschwung der Literatur* u.s.w. Die Anordnung aber ist geändert, indem der Abschnitt *Lyrik der Fahrenden* (gegen früher etwas gekürzt) nun dem Minnesang vorangeht. Es handelt sich in diesem natürlich besonders um die Sprüche Hergers, deren Verwandtschaft mit der lat. Klerikerpoesie den neuern Anschauungen gemäß stärker betont wird. Von eigentlicher 'Volkspoesie' kann hier ebensowenig die Rede sein, wie beim Georgsliede: die bürgerliche Gnomik ist, ebenso wie die populäre Legenden- und Tierdichtung, aus der lat. Litteratur erflossen.

Von Grund aus umgearbeitet und stark erweitert, größtenteils ganz neu sind die dem Minnesang gewidmeten Abschnitte (S. 18–44), denen nur etwa 4 Seiten der alten Fassung gegenüberstehen. Diese hub mit den be-

deutsamen Worten an (S. 16): *Daß es vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine weit verbreitete Liebeslyrik gegeben habe, glaube ich nicht* und stelle somit die Frage nach dem Ursprung des deutschen Minnesangs aus einem vorauszusetzenden älteren volkstümlichen Liebesliede in den Vordergrund. Die neue Fassung ist zunächst rein deskriptiv: sie charakterisiert den *höfischen* Minnesang als Gesellschafts poesie, und bespricht sodann seine realen Grundlagen, seine Beziehungen zum Leben, in dem Sinne, daß er im Wesentlichen auf einer litterarischen Fiktion beruhe, wenn auch hier und da Selbsterlebtes nicht ausgeschlossen, freilich auch nicht nachzuweisen, sei. Das einzige Zeugnis für aktiven Minnedienst in der mhd. Litteratur, Ulrichs von Lichtenstein berühmtes Gedicht, hält W. größtenteils für Dichtung. Einzelne Tatsachen, meint er, mögen der Wirklichkeit entnommen sein, aber die Extravaganzen, die den sonst vernünftigen Mann zum 'verrückten Toren' stempeln würden, seien als Ausgeburten abenteuerlicher Phantasie anzusehen. Ich möchte hierzu, wie zur mhd. Minnepoesie überhaupt, Folgendes bemerken. Daß die Troubadourpoesie in ihrer Heimat auf realen Verhältnissen beruhte, ist unbestritten. Der Nährboden, auf welchem sie erwuchs, war das glänzende Gesellschaftsleben an den zahlreichen größeren und kleineren Höfen Südfrankreichs. Soweit die fröhliche Kunst nicht von den vornehmen Herren selbst als galanter Zeitvertreib geübt wurde, lag sie in den Händen von schulmäßig ausgebildeten Berufsdichtern meist bürgerlicher Herkunft, die zu dem Hofherrn in einem Dienstverhältnis standen: sie gehörten zur *masnada*, und ihre Hauptaufgabe war, durch das Lob der *Domna* zur Unterhaltung und zur Ehre des Hofes beizutragen. Ihre Stellung bei Hofe hing natürlich von ihren persönlichen Eigenschaften, ihren Fähigkeiten und Leistungen, von der Gunst des Herrn ab; manche wurden in den Ritterstand erhoben, und lebten, wie Peire Vidal, in glänzenden Verhältnissen. Aus den Liedern der Troubadours und aus ihren Biographien, wie skeptisch man letztern auch gegenüberstehen mag, ist dies alles deutlich zu erkennen. Daß z. B. Bernard de Ventadorn im Dienste des Vicomte Ebles und des Herzogs Heinrich von der Normandie deren Gattinnen Agnes de Montluçon und Alienor de Poitou poetische Huldigungen dargebracht hat, wird niemand bezweifeln. Wieweit in beiden Fällen die persönliche Annäherung ging, ob ein gegen- oder einseitiges Liebesverhältnis zu Grunde lag, ist für die Frage, die uns hier beschäftigt, bis zu einem gewissen Grade nebensächlich. An der Aufrichtigkeit seiner Gefühle für so edle, anmutige und schöne Damen haben wir jedenfalls zu zweifeln keinen Grund. Ganz anders liegt die Sache bei den deutschen Berufs-Minnesängern der Blütezeit: Veldeke, Hartman, Reinmar, Walther. Daß zwischen diesen und etwa den Gattinnen ihrer Dienstherrn in Cleve, Aue oder Wien ein fiktives oder wirkliches, wenn auch nur einseitiges, Liebesverhältnis existierte, und ihre Minnelieder offen oder versteckt an diese Damen gerichtet waren, wird wohl Keinem glaubhaft erscheinen, und es fehlt auch jede historische Nachricht, jeder Anhaltspunkt für eine solche Voraussetzung. Wir haben in diesen Erzeugnissen höfischer Kunst wohl lediglich 'Litteratur' zu erblicken, Modepoesie der Art, wie die galanten Liedlein der Salons des 17. Jhrs., in welchen irgend eine 'Iris en l'air' angesungen wird. Für die Liebeslyrik vornehmer

Herren, wie Friedrich von Hûsen, gelten freilich solche Erwägungen nicht unbedingt: sie kann sowohl litterarische Mache, wie Erlebnisdichtung sein. Bedenken erregt unter jenen Berufsdichtern nur Heinrich von Morungen, dessen Wärme und Innigkeit kaum an der Wahrheit seiner Gefühle zweifeln lassen. Aber bei diesem Dichter bleibt ja überhaupt noch Manches rätselhaft. Was nun Ulrichs *Frauendienst* betrifft, so glaube ich nicht, daß dieses Gedicht uns über die realen Grundlagen des ältern Minnesangs aufklären kann; insofern die dort mitgeteilten Extravaganzen Glauben verdienen — und es liegt ihnen vielleicht mehr Wahrheit zu Grunde, als W. zugeben möchte — stellen sie doch nur einen Einzelfall dar, der sich als Ausfluß von litterarischem Snobismus, vielleicht auch als Nachahmung berühmter Muster, wie Peire Vidal, verstehen läßt.

Die folgenden Abschnitte schildern in großen Umrissen die Entwicklung der metrischen und rhythmischen Formen des Minnesangs aus der alten Technik unter dem Einfluß der franz. Hof- und der lat. Vagantenpoesie. Daß hier Manches, dem Stande der neuern Forschungen gemäß, anders und gründlicher hätte gefaßt werden müssen, deutet M. in der Vorrede IX an. Zur Orientierung wird in den Anm. (67, 71) besonders auf Sarans Arbeiten hingewiesen, und zwar mit Recht: über die grundlegenden Fragen haben dieselben nach allen Seiten hin Licht verbreitet, zumal was das Verhältnis der romanischen Verstechnik zur deutschen betrifft ¹⁾. Daneben aber durfte hier der Hinweis auf J. B. Beck's epochemachendes Buch *Die Melodien der Troubadours I* (Straßburg 1908) nicht fehlen. Das hier zutage geförderte und gesichtete Material stellt unzweifelhaft fest: 1) daß schon die Monodien der Troubadours mensuriert waren, auch da, wo sie nur in Neumen oder Quadratnoten überliefert sind, 2) daß die Takte dieser Melodien entweder zweiteilig (1er und 2er Modus) oder dreiteilig (3er Modus) waren. Da der letztere Modus fast ausschließlich dem vers décasyllabe eignet, so tritt damit die Frage nach dem mhd. 'daktylischen' Zehnsilbner in ein neues Stadium. Saran leugnet bekanntlich die Existenz 'daktylischer' Reihen im romanischen Verse, welcher nur den 'alternierenden' Taktschritt (jambisch-trochäisch) kenne, und will jene mhd. 'daktylischen' Zehnsilbner bei Hûsen, Fenis e. t. q. als Archaismen, Schwankungen zwischen alter und neuer Technik erklären. Das wird angesichts der zahlreichen von Beck vorgelegten Melodien im dritten Modus nicht aufrecht zu erhalten sein. Die Tatsache, daß diese Melodien fast ausschließlich für décasyllabes gelten, während es auch im Mhd. gerade die Zehnsilbner sind, die bei den Nachahmern provenzalischer Lyrik die sonst verpönte doppelte Senkung aufweisen, muß doch zu dem Schlusse führen, daß diese Eigentümlichkeit dem Rhythmus der aus Frankreich entlehnten Melodien zuzuschreiben ist. Mit Recht sagt W. S. 37: *Leichter als die fremden Lieder noch verbreiteten sich, durch keine Sprachgrenze gehemmt, die fremden Melodien*. Freilich bietet die Überlieferung der betreffenden Texte der rhythmischen Analyse zum Teil große Schwierigkeiten, wegen der häufig wechselnden Kadenz, der starken Verstöße gegen den Sprachiktus, der mitunter vollständigen 'Rhythmuslosigkeit', wie das ausführ-

¹⁾ F. Saran, *Der Rhythmus des fr. Verses*, 1904; *Deutsche Verslehre*, 1907.

lich bei Weißenfels zu lesen ist, aber irgendwie muß doch aus der Betrachtung der prov.-franz. Melodien im Verhältnis zu den untergelegten Versen mancher Aufschluß über die Textgestalt und rhythmische Gliederung der entsprechenden deutschen Strophen zu gewinnen sein. Leider warten wir noch immer auf den von Beck versprochenen zweiten Band, der *den ganzen Bestand an überlieferten Troubadourmelodien in der Originalnotierung sowie in Übertragung in moderne Noten*¹⁾ bringen sollte. Ohne genaues Studium dieser Kompositionen läßt sich hier weiter nichts machen, und Weißenfels' Methode konnte deshalb nicht zum Ziele führen, weil er (wie freilich auch Saran) von vornherein die Frage stellt, ob die betr. Verse 'trochäisch' oder 'daktylisch' zu *lesen* resp. zu *sprechen* seien, und wenn sie diese Probe nicht bestehen, 'Silbenzählung' als Prinzip annimmt, während es sich doch darum handelt, wie sie *gesungen* wurden, d. h. in welchem Takt sich die dazu komponierte Melodie bewegte. Darüber sagen uns aber die Namen Zehn-, resp. Neun- oder Elfsilbner nichts. Auf das Unfruchtbare des Terminus 'Silbenzählung', dessen sich auch W. noch bedient, hat Saran schon wiederholt hingewiesen.

Mit dem Abschnitt *Verbreitung und Vertreter des Minnesangs* (S. 44) knüpft die Darstellung wieder an die alte Fassung (S. 20) an. Sie trennt aber jetzt die Minnesänger vor Walther in zwei Gruppen: 1) die rein höfischen von Veldeke bis Reinmar, deren Abhängigkeit von romanischen Vorbildern unbestritten ist, und 2) die altertümlicheren: Kürenberg, Dietmar e. t. q., für deren Poesie 'altheimische Grundlage' in Frage kommen kann. Bezeichnend für das Verfahren des Umarbeiters ist, daß dieselbe Wendung, mit welcher die alte Ausgabe S. 32 auf Spervogel zurückgriff, nun (S. 50) zum Übergang auf die Kürenberglyrik benutzt wird. Was diese vielumstrittene Frage betrifft, hatte W. schon 1898 im Anz. f. d. A. 24, 161 seine 1882 im *Leben Walthers* ausgesprochene Ansicht zum Teil zurückgenommen: *ich erkenne jetzt willig an, daß die geschichte der lyrik, auch der lieseslyrik, sich ohne die voraussetzung und den immer wiederholten einfluß einer volkstümlichen lyrik nicht verstehen läßt.* Dieses Zugeständnis wird freilich wieder eingeschränkt durch die ganz richtige Bemerkung, daß wir diese alte volkstümliche Lyrik nur aus der Kunstlyrik oder aus dem *späteren* Volksliede rekonstruieren können. Das gilt aber nicht nur für Deutschland, und darin liegt eben die Schwierigkeit, denn wenn wir die 'volkstümlichen' Elemente aus Kürenbergs und Dietmars Poesie herauschälen, wer sagt uns dann, wieviel davon direkt aus altheimischer Quelle erflossen, und wieviel aus französischer oder international lateinischer Kunstpoesie aufgenommen ist? So bleibt denn auch das Resultat von W's Ausführungen unklar. Aus der ältern Liebeslyrik, heißt es S. 55, *dürfen wir alles das herleiten, was die Lieder des Kürenbergers wesentlich von den andern Minneliedern scheidet.* Dieses Scheidende findet er aber S. 56 in den *Gesinnungen und Anschauungen*, nicht in der Kunstform, welche bei Kürenberg die rein persönliche, subjektive Lyrik der Minnesinger sei, wogegen die Volkslyrik größtenteils episch-lyrisch gewesen sein werde. Damit verflüchtigt sich nun die ganze Konzession an den 'altheimischen' Standpunkt,

1) Beck, Vorbemerkung S. 6.

denn jene 'Gesinnungen und Anschauungen' über Frauen und Minne liegen ja auch der archaischen afr. Ritterlyrik zu Grunde, von welcher Jeanroy die entsprechende deutsche ableiten will, und so bliebe denn diese Frage nach wie vor offen. Es zeigt sich hier wieder, welche Unklarheit die Ausdrücke 'volkstümlich', 'volksmäßig' in die Diskussion bringen. Weder Burdachs, noch Meyers ausführliche Darlegungen haben m. E. irgend ein greifbares Resultat ergeben. So stellt W. in dieser Erörterung S. 57 das Tanzliedchen der C. B. *Swaz hie gât umbe* mit dem *Liebesseufzer* zusammen, *den Eleonore von Poitou einem Sânger entlockte* (M F 3, 7), indem er in beiden *recht eigentlich Volkslieder* findet. Das ist mir unverständlich. Wenn irgend etwas 'Volkslied' heißen kann, so sind es gewiß die traditionellen, formelhaften, von Mund zu Mund gehenden Verschen, die zum Reihentanz gesungen wurden, wie jenes Liedchen der C. B., aber in dem Erguß *Waere diu wertt alliu min* kann ich nur das Erzeugnis eines Berufsdichters erblicken, dem etwa Loblieder auf die berühmte Dame zu Ohren gekommen waren, wie die Bernards von Ventadorn (Bartsch *Chrest. Prov.*⁶ 63–68), und der nun seinen Wunsch in die landläufigen Formeln (Strauch, Anz. XIX, 95) kleidete. Sagt doch auch der höfische Bernard ganz ähnlich (66, 18): *pos que aic enquiza la plus bella d'amor, don aten tan d'onor, si qu'en loc de ma ricor no volh aver Friza* (d. h. Phrygien, das Goldland).

Dietmar als dichterische Persönlichkeit hat W. im Gegensatz zu seiner frühern Meinung ganz aufgegeben: *die Lieder sind nach Inhalt und Form so verschieden, daß man sie unmöglich einem Verfasser zuschreiben kann. Vielleicht gehört ihm keins* (S. 56). W. ahnte gewiß nicht, daß die Leipziger 'Schallanalyse', der zugleich Gottfried von Neifen zum Opfer fiel, dieses Urteil so bald (1911) bestätigen sollte!

Das II. Kap. *Das äußere Leben Walthers* hat sachlich weniger eingreifende Änderungen erfahren; nur ist die Anordnung verschieden, indem erst seine ganze Laufbahn in seinem Verhältnis zu Kaiser und Reich dargestellt wird, und darauf die Besprechung seiner Beziehungen zu den Fürsten folgt. Voran gehen Betrachtungen über Walthers gesellschaftliche Stellung, Heimat, Erziehung und Bildung. Nach W. war Walther der Sprößling eines armen Ministerialengeschlechtes, also ritterbürtig, aber nie zum Ritter geschlagen. Im Anschluß an Burdach legt W. jetzt auch mehr Nachdruck, als in der alten Fassung 253–57, 271, auf seine gelehrte Erziehung: daß er eine Klerikerschule besucht habe, gehe nicht nur aus seinen theologischen Kenntnissen, sondern zumal aus seinem Hang zur Dialektik und Logik hervor, wie auch seine von Gottfried gepriesene musikalische Fertigkeit dafür spreche. Aber noch eine andere Schule müsse er durchgemacht haben, in welcher er 'deutsche Verse dichten' lernte. W. weist dann auf 'Walthers dialektfreie Sprache' – eine Kunst- und Littersprache – hin, und auf die Umstände, die in Oesterreich die 'Ausbildung und Abschleifung' dieser Sprache begünstigten. Schon Reinmar hatte dieses Ideal erreicht, und wenn er auch nicht gerade Walthers Lehrer war, so hat dieser doch jedenfalls viel von ihm gelernt.

In der zeitlichen Bestimmung und Erklärung der politischen Sprüche ist der Einfluß von Burdachs *Walther* (1900) allenthalben zu spüren. Deutlicher als bisher sehen wir den historischen Hintergrund und fühlen wir

die 'Atmosphäre'. Zu den inhaltreichen Anmerkungen hat M. manches Neue beige-steuert; hier und da äußert er Bedenken gegen das im Text Vorge-tragene, so z. B. Anm. 142, wo er die frühere Interpretation Ws. gegen die neuerdings angenommene verteidigt, ich glaube, mit Recht. Weniger über-zeugend erscheint der Zusatz zu 145, zumal das auf 'Gesinnungslosigkeit' bezügliche Argument: wir wissen doch über die intimeren Vorgänge zu wenig, um auf solche Erwägungen hin zu entscheiden. Zustimmung möchte ich dagegen wieder der Bemerkung 208 über die Papst-Sprüche. W. hat sich hier wohl durch sein Streben nach Unparteilichkeit zu einer über-scharfen Beurteilung Walthers verführen lassen. Walthers Abneigung gegen die kirchliche Hierarchie, gegen den politischen Klerus, kurz, seine von W. s. 181 treffend hervorgehobene 'Pfaffenfeindlichkeit', beruht auf einer persönlichen Überzeugung, die — man gestatte den modernen Ausdruck — mit seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung zusammenhängt, und von Tausenden seiner besten Zeitgenossen geteilt wurde.

Von den Schwierigkeiten bei der Redaktion des III. Kap. *Liederdichtung; Innere Entwicklung* ist oben schon die Rede gewesen. Es wird in der Tat nicht recht klar, ob W. seine Vortragshypothese aufgegeben hat. Entschieden ausgesprochen ist sie freilich nicht mehr: S. 194 werden nur 'Gruppen' von Liedern angekündigt, aber die Entwicklung der Jugendlyrik (194—204) läßt doch wieder die Idee zusammenhangender Vortragsreihen durchblicken (bes. S. 200—201), und auch in dem Abschnitt *Neue Bahnen* ist (211) ausdrück-lich von einem längeren Vortrag die Rede. Was die Abhängigkeit des jungen Dichters von Reinmar betrifft, hält W. im Gegensatz zu Burdach an seiner Ansicht fest, daß W. nicht als Schüler Reinmars zu betrachten sei. Ganz neu ist der Abschnitt über Ws. Verhältnis zu Neidhart (244—218). W. schließt sich jetzt Uhland an, der Walthers Tadel 64, 31 über *unhövellichez singen* auf Neidharts Dorfpoesie bezog, betont aber ganz richtig, daß W. selbst einige Tanzlieder gedichtet hat, die, wie Neidharts Reihen, Verwandt-schaft mit romanischen Pastourellen und Vagantenpoesie zeigen 51, 13; 74, 20 und besonders 39, 11 (das doch allerdings ein Tanzlied ist, schon wegen des Refrains!). W. stimmt in das allgemeine Lob dieses reizenden Liedchens ein, und will auch Scherers Einschränkung nicht zulassen. Natürlich ist die Voraussetzung konventionell, wie die ganze Gattung; daß aber Walther die Erzählung deshalb dem Mädchen in den Mund gelegt habe, *weil es so das Minnelied verlangte*, wie W. meint, möchte ich bezweifeln. Die Forderungen des höfischen Minneliedes vertragen sich nicht mit dem Wesen der Pastou-relle. Walthers Kunstgriff beruht auf der Kombination von Pastourelle und Frauentanzlied, und indem er anstatt des Ritters das Mädchen reden läßt, verliert er eben dem frechen Genre jenen Reiz holder, schalkhafter Naivität, der uns Moderne so anspricht. — Es ist schade, daß W. diese Spur, die von Walther durch das Medium der lat. und fr. Lyrik auf das alte Tanzlied zurückführt, nicht weiter verfolgt hat. Er hätte dann Winter- und Frühlings-lieder, wie die 218—219 unter *Sonstige Weltliche Lieder* vorgeführten, und die in einer Anm. (87) versteckten, im Zusammenhang betrachten, und dabei die wichtige Bemerkung über Verwandtschaft der letztern mit lat. Schul-poesie wirklich fruchtbar machen können. Daß z. B. Walthers Palindrom

Nieman kan mit gerten die Form eines vor und rückwärtsschreitenden Reigens nachahmt, erhellt aus den lat.-deutschen Tanzliedchen C. B. 136—136^a.

Daß Walthers *Kreuzlied* 14, 38 nichts Persönliches hat, sondern ein vorgeschriebenes Schema ausführt, wird man W. zugeben müssen. Hätte W. wirklich das h. Land selbst erblickt, so würden wir doch hier oder irgendwo sonst in seiner Dichtung den Eindruck eines solchen Erlebnisses spüren.

Das IV. Kap. *Gedanken und Anschauungen* bietet keinen Anlaß zu besonderen Bemerkungen. Dieser Teil des Werkes, sagt M. mit Recht, konnte am wenigsten veralten. Das ungeheure Material, das W. hier und in den überreichen Anmerkungen gesammelt und verarbeitet hat, eröffnet uns einen Einblick nicht nur in die Geisteswelt des Dichters, sondern überhaupt in die seiner Zeit- und Standesgenossen. Angesichts dieser überwältigenden Fülle von Parallelen und Analogien drängt sich wohl beim Leser dann und wann die Frage auf: *Was ist denn an dem ganzen Wicht original zu nennen?* Allerdings liegt ja die Originalität Walthers nicht in dem *Was*, sondern in dem *Wie*.

Was endlich Kap. V *Sprache, metrische Form, Stil* betrifft, so war, wie schon bemerkt, nur der erste Abschnitt noch von W. selbst umgearbeitet worden; das Übrige hat M. aus der Einleitung der Textausgabe von 1883 ohne wesentliche Änderungen übernommen. Der Excurs über Walthers Sprache stützt sich besonders auf Zwierzina's Studien. W. geht von der bekannten Stelle im *Renner* 22204—22273 aus, wo Hugo von Trimberg sich über die deutschen Mundarten und ihre Zulässigkeit in der Dichtung verbreitet, und knüpft daran die Bemerkung, wie der deutsche Dichter, dem es um möglichst reine, nicht grob-dialektische Sprache zu tun war, seine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Reimwörter richten mußte. So weise denn auch Hugo selbst auf den Reim hin. Michels vermutet (Anm.), daß W. sich hier wohl auf v. 22298—22305 beziehe. Es ist aber in diesen Versen des Renners nichts zu finden, was auch nur von ferne auf den Reim bezogen werden könnte. W. dachte offenbar an v. 24476—79: *Auch sult ir mir durch zuht vergeben, Ob etslich reim niht ste gar eben; Swer tihten kunne, der sneide si paz Mit minem dienst on allen haz.*

Die nun folgende Darlegung führt uns auf Zwierzina's Wegen in die Kleinarbeit des Dichters ein: wir sehen im Einzelnen, mit welcher Genauigkeit und Feinheit er das sprachliche Material im Hinblick auf die Vers- und Reimtechnik auswählt und verwendet, wie von der allgemein angenommenen Norm hier und da mit Rücksicht auf einen bestimmten Hörerkreis abgewichen wird usw. Diese Beobachtungen sind sehr interessant und lehrreich, wenn man auch nicht allen Folgerungen zustimmen wird, die W. daraus zu ziehen für gestattet hält.

Vom *Metrischen* war oben schon die Rede. Dem Abschnitt über den *Stil* bleibt das Verdienst einer ungemein fleißigen und sorgfältigen Stoffsammlung, aber auch hier, wie im IV. Kap., wird es schwierig, aus der Masse der Einzelheiten das wirklich Charakteristische, Persönliche von dem allgemeinen Brauch zu sondern.

Wir scheiden von diesem Buche mit dem Gefühle der Hochachtung für den wissenschaftlichen Ernst des zu früh dahingegangenen Forschers, der

nie müde wurde umzulernen, nie vor dem Opfer alter liebgewordener Anschauungen zurückschreckte, wenn er damit der Wahrheit näher zu kommen glaubte, — aber auch mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, sein vor so langen Jahren begonnenes Lebenswerk so gründlich um- und auszubauen, wie es die unaufhaltsam fortschreitende Wissenschaft erheischte.

Utrecht.

J. J. A. A. FRANTZEN.

Geoffrey Chaucer's Canterbury Tales. Nach dem Ellesmere Manuscript mit Lesarten, Anmerkungen und einem Glossar herausgegeben von JOHN KOCH; Heidelberg, Winter, 1915. Geb. M. 6.

Het getal handige uitgaven van de *Canterbury Tales* is weer met één vermeerderd, ditmaal van de hand van de uitnemende Duitse Chaucer-kenner John Koch. Uit de aard van de zaak is het verleidelijk, deze uitgaaf te vergelijken met de beide Engelse die er laatstelijk aan vooraf zijn gegaan, die van wijlen Walter Skeat in *The Student's Chaucer* (1897) en van Alfred Pollard in *The Globe Edition* (1898), en Koch zelf vertelt ons in zijn voorrede, in welk opzicht hij zijn voorgangers heeft pogen te verbeteren. Evenals hun uitgaven berust de zijne op het Ellesmere-handschrift, maar ten eerste heeft hij een duidelijker beeld van de daar voorkomende tekst willen geven, door (in tegenstelling met Skeat) de in het handschrift gevolgde spelling te behouden en (in tegenstelling met beide) alle afwijkingen in woorden en schrijfwijze zorgvuldig te vermelden, en ten tweede heeft hij, op grond van een diepere vergelijkende studie van de verhouding tussen de ruim zestig bestaande handschriften, een strengere maatstaf aangelegd bij het wijzigen van de lezing die het Ellesmere-handschrift geeft. Daar geen enkel ons bewaard handschrift van Chaucer zelf afkomstig is, meende hij niet beter te kunnen doen, dan het beste handschrift zo angstvallig mogelijk te volgen en alleen bij dringende noodzaak daarvan af te wijken.

Ongetwijfeld verdient zijn gedragslijn, om zich in de spelling aan één uitmuntend handschrift te houden, de voorkeur boven die van Skeat, die vrij willekeurig naar eigen inzicht een regelmatige schrijfwijze heeft ingevoerd, maar toch staat het vast dat ook het Ellesmere-handschrift in zeer vele gevallen Chaucer's spelling heeft gewijzigd, gelijk overtuigend is gebleken uit de eveneens in 1915 bekendgemaakte uitkomsten van Friedrich Wild's onderzoek (*Wiener Beiträge* XLIV); immers naar deze te oordelen vertoonde de spelling van de dichter groter overeenkomst met die welke in de drie goede handschriften van Hoccleve's werken gebruikelijk is, dan met die van het Ellesmere MS. Met behulp van Wild's werk (dat Koch nog niet bekend kon zijn) zou het wel mogelijk blijken, in verscheiden gevallen Chaucer's eigen tekst meer te benaderen. Enkele stappen van de uitgever in die richting zijn zeker toe te juichen, b.v. de vervanging van *eye* 'oog' door *ye*; minder gelukkig lijkt mij het wijzigen van hoofd- en kleine letters naar het tegenwoordig gebruik. Wat dit laatste punt betreft weten wij volstrekt niet welke regel Chaucer volgde, en daarom dunkt het mij overbodig en verkeerd om b.v. in *Bachelor* A 80, *Age* A 82, *Monthe* A 92 de hoofdletters in (kursieve) kleine letters te veranderen en omgekeerd in *how* A 187, *cosyn* A 1081 de

kleine beginletters in hoofdletters. Eenheid is er per slot van rekening ook bij Koch niet, want terwijl in de beschrijving van de pelgrims in de Proloog elke nieuwe persoon naar het handschrift met een hoofdletter wordt gedrukt (*Squier* 79, *Yeman* 101, *Prioresse* 118 enz.), vormt *knyght* 43 een uitzondering, ofschoon *haberdasshere* 361 en *wif* 445 wél veranderd zijn. De interpunctie is naar de tegenwoordig in Engeland meest gewone gewijzigd, wat zijn voordelen heeft, maar ook zijn bezwaren, welke laatste de uitgever gedeeltelijk heeft trachten te ondervangen door in twee passages de tekens van het handschrift er bij te voegen.

Ten aanzien van de haakjes en streepjes aan de slotmedeklinkers in Furnivall's teksten heeft de uitgever een middelweg ingeslagen: soms laat hij ze weg, soms vervangt hij ze door een *-e* tussen haakjes (b.v. in *hir(e)* passim, *your(e)* F 113 e. v., *smyler(e)* A 1999). Over dit onderwerp kan men enige beschouwingen vinden in *Anglia* 39, 390 ff., waar tevens wordt betoogd dat Furnivall ten onrechte voor het *-ou* en *-aüt* van de handschriften *-oun* en *-aunt* laat drukken, in plaats van *-oun* en *aunt* (Koch volgt dit slechte voorbeeld).

Om het lezen van de verzen gemakkelijk te maken heeft Koch zo nodig aangeduid wáár *-e* in de tekst geen klank meer voorstelt, en wáár synzesis moet worden aangenomen, benevens enkele andere vingerwijzingen. Ook Pollard had dit gedeeltelijk gedaan, ofschoon op enigszins andere en minder strenge manier.

De tekst die zo is verkregen geeft onbetwistbaar een juister beeld van de lezing in het Ellesmere-handschrift dan die van de vroegere uitgaven en laat ons slechts op ondergeschikte punten (waarvoor men altijd Furnivall's afdruk van de Six-Text kan raadplegen) in 't onzekere. De wijzigingen die de uitgever onmisbaar acht heeft hij in een artikel in de *Englische Studien* 47, 338 ff. verdedigd. De beschikbare ruimte veroorlooft mij niet daarover in bijzonderheden te treden. Het voornaamste is dat de lezer telkens in staat wordt gesteld zelf te beoordelen of de aangebrachte wijziging aanbeveling verdient.

Wat dadelik de aandacht trekt in deze uitgaaf is de rangschikking van de verhalen. Koch, die in zijn inleiding (§ 4) te recht betoogt dat Furnivall verkeerd heeft gedaan met de volgorde van de verhalen tegen de overlevering in te wijzigen, alsof Chaucer zelf daaromtrent al tot een stellig besluit was gekomen, keert terug tot de volgorde van de onvolprezen Tyrwhitt, welke alle handschriften van het type A op één na vertonen. De verzen en prozazinnen (dit laatste in afwijking van Tyrwhitt) zijn doorlopend genummerd, maar voor het gemak van de gebruiker is de bij Skeat, Pollard e. a. gevolgde groepsgewijze nummering boven aan de bladzijden vermeld.

In de beknopte, maar rijke inleiding behandelt Koch, behalve het vraagstuk van de rangschikking, kort en zakelijk de handschriften, de ontwikkeling van de *Canterbury Tales*, de bronnen, de vroegere edities en de wijze van uitgaaf. Vele belangrijke twistpunten komen daarbij ter sprake.

Het slot wordt gevormd door een glossarium, waarin alle woorden die de studenten uit het gewone hedendaags Engels kennen of in een willekeurig woordenboek kunnen vinden zijn weggelaten. De uitgever heeft zich daarin beijverd moeilijke passages te verklaren en (met behulp van de bekende

vertalingen) zoveel mogelijk voor elke plaats 't gepaste Duitse woord te kiezen, waarin hij veelal gelukkig is geweest. Een paar onjuistheden die ik heb opgemerkt zijn deze: *chirche Reues* (D 1305) is niet het meervoud van *chirche-reue* 'kirchenvogt, vorsteher', maar van *chirche-reef* 'kerkroef', daar kerkvoogden in een opsomming van misbruiken en verkeerdheden niet passen; *oules* (*with fleshhook or with* — D 1730) zijn geen 'priemen', maar 'haken' (Oudeng. *āwlas*), 'krauvels' zoals onze voorvaderen ze noemden; het substantief voor 'pijn' luidde bij Chaucer waarschijnlijk *smert*, niet *smerte*; de werkwoorden *wrye* 'bedekken' (sterk) en *wrye* 'zich keren, draaien' (zwak), behoorden gescheiden te zijn. Onder *knarre* mist men de betekenis 'knoestige, schonkige kerel' (A 549), onder *worthy* de vertalingen 'deftig, voornaam'; *vertuous* in de biezondere zin 'knap, bedreven' (in 't bedelen namelijk, A 251) had wel vermeld mogen zijn.

De druk is voortreffelijk, maar geen toejuiching verdient het gebruik van de zogenaamde Duitse drukletter voor de Duitse woorden in glossarium en noten. Het mengsel van de vette „Duitse“ en de slanke „Latijnse“ letters is niet alleen bepaald lelik, maar in de noten ook uiterst ondoelmatig, daar zodoende de zwaar gedrukte Duitse woorden meer in 't oog vallen dan de ijler gedrukte lezingen van de handschriften, waar het toch in de eerste plaats op aankomt.

Groningen.

J. H. KERN.

W. PERRET. B. A. (Lond.), Ph. D. (Jena), Off. d'Acad. Reader in German in the university of London, *Some questions of Phonetic Theory*, Part. I 80. 110 p. London Hodder and Houghton, 1916.

Het kleine boek, dat uit Perret's pen ter recensie wordt aangeboden, is geen handleiding of leerboek over phonetica, maar een reeks met elkaar min of meer samenhangende opstellen over 'strijdpunten, die vooral de experimenteel-phonetici bezig houden, maar door phonetici, die op subjectieve indrukken afgaan (dit zijn de overigen) gewoonlijk in een of ander willekeurige richting als beslist worden beschouwd. De kritiek, die de schrijver er in uitoefent, is in alle opzichten belangwekkend, steeds scherpzinnig, veelzijdig, onderhoudend, maar, naar het mij voorkomt, niet altijd billijk en vaak al te zeer voor contrakritiek vatbaar. Dit geeft ondertusschen aan de lectuur een eigenaardige bekoring en zal ook zelfs oningewijden belangstellend doen worden. In zooverre oefent juist de doorlopende kritiek een uitmuntenden invloed uit, mits men haar slechts onder benifice van inventaris aanvaardde en beginners op hun hoede blijven tegen het gezag van beweringen, die met al te grooten klemtoon worden uitgesproken.

Het eerste hoofdstuk is aan de rustpositie van de mond gewijd, een oud vraagstuk, waaraan vooral de vroegere experimenteele phonetiek groote betekenis heeft toegekend. De moderne bewegings-physiologie, die alle standen als evenwichten van antagonististen beschouwt en de bewegingen opvat als de opeenvolgende overgangen tusschen zulke evenwichten, heeft wel is waar op zulk een probleem een geheel anderen kijk, maar voor de phonetici, die, zoals van zelf spreekt, op de meer klassieke gegevens der physiologie moeten

steunen, is het in hooge mate nuttig met de wankelende grondslagen bekend te worden, waarop vooral het subjectieve geredeneer is gebouwd. Op die wijze wordt een betere toekomst voorbereid.

Zeër aanschouwelijk wordt in den aanvang beschreven, hoe men zijn eigene mondstanden kan beschouwen. Scherp wordt daarbij ook de beteekenis der verhemeltebogen in het licht gesteld, die in de literatuur slechts stiefmoederlijk zijn behandeld ¹⁾. Voor de zoogenaamde wet der tongspanning in de rustligging heeft de schrijver daarentegen slechts spotternij. Ter verduidelijking der zelfwaarneming bij de afsluiting van het eigen verhemelte tijdens het klinken van vokalen worden eenige kunstgrepen aangegeven. Telkens worden teekenende uitdrukkingen ingevlochten. Zoo b.v., wanneer het gaat om de bekende aanraking tusschen tong en verhemelte bij gesloten mond: "A quiet man, like the Spectator with his short face, spends all but a small fraction of his life with fauces closed".

Zeër gelukkig komen mij ook des schrijvers subjectieve waarnemingen bij het luisteren naar vokalen voor. Zij worden in een historisch kleed gehuld, waarbij dan begonnen wordt met Willis en voortgegaan langs Donders en Helmholtz naar de moderneren. De driehoek *oe-a-i* komt ter sprake, doch wordt verworpen. Op die wijze zou ik kunnen voortgaan, indien het relaas niet te uitvoerig en te weinig samenhangend zou worden. Aan het laatste euvel lijdt trouwens het oorspronkelijke ook min of meer.

Belangwekkend zijn verder de beschouwingen over de proef van Wheatstone, d. w. z. het klinken van een bepaalde stemvork voor een mondholte, die in een bepaalden stand is gebracht. Die vormen loopen noodzakelijk voor de klinkers der verschillende talen uiteen. Dit is echter niet de eenige grond voor het zeer uiteengaan van de opgaven van Donders, Helmholtz, König, Rousselot, enz. Mee een oorzaak kan in het rijzen van den stemtoon liggen, die in 1858 448 v.d en bovendien nog in de verschillende hoofdplaatsen van Europa verschillend was. En wat de domineerende toon der opeenvolgende vokalen betreft, natuurlijk vormen zij geen reeks met vaste intervallen en nog minder zijn zij volgens den schrijver steeds met den stemtoon harmonisch. Bij benadering worden de kenmerkende toonhoogten als volgt aangegeven: in *u*: klinkt f^2 , in *o*: g^2 , in *a*: d^3 ; in *ei*: c^4 , in *i* dis^4 , in *e*: g^3 in *y*: a^3 . Deze door *luisteren* vastgestelde toonhoogten vormen, gelijk men ziet wel een opklimmende reeks, maar met de phonogramanalyses van Boeke, Pipping, Verschuur en ook met die van mijne medewerkers, stemmen zij in bijzonderheden niet overeen. Mogelijk is het verschil in taaleigen schuld.

Utrecht.

H. ZWAARDEMAKER.

Bibliotheek der Rijksuniversiteit te Groningen. Catalogus der Afdeling Engelsche Taal- en Letterkunde. J. B. Wolters, 1917. f 2.50.

De uitgave van dezen catalogus der belangrijke verzameling werken over Engelsche Taal- en Letterkunde, aanwezig in de boekery der Rijksuniversiteit te Groningen, zal ongetwijfeld alle beoefenaren van het Engelsch dankbaar

¹⁾ Mee het eerst heeft ten onzent L. P. H. Eykman scherp het groote gewicht van de fauces voor de spraakvorming aangetoond.

stemmen. Het boek ziet er voornaam uit, is keurig gedrukt en gemakkelijk in het gebruik. Dr. Roos heeft eer van zijn plan, Dr. de Meester van haar werk. Natuurlijk komen in een lijst van bijna 2500 boeken en geschriften wel eens onnauwkeurigheden voor. Zoo heeft de samenstelster, bij de rangschikking in tijdvakken, zich wel eens laten misleiden door het jaar van uitgifte en zoo ontbreekt er wel eens een naam in het register. Maar wien onzer zou dat niet overkomen?

Zeër toe te juichen is het besluit om in dezen catalogus ook de buitenlandsche proefschriften op te nemen.

Wij wenschen Curatoren der Rijksuniversiteit te Groningen een gestadigen aanwas toe der onder hunne zorg staande boekerij: *floreat, crescat!*

Amsterdam.

A. E. H. SWAEN.

AANKONDIGING VAN EIGEN WERK.

Prof. Dr. JOS. SCHRIJNEN, *De vergelijkende klassieke taalwetenschap in het gymnasium onderwijs*. W. J. Thieme, Zutphen.

Na al hetgeen in binnen- en buitenland over de wenschelijkheid van een verbetering in het gymnasium onderwijs geschreven is, beschouwt schrijver dezer brochure het als zijn taak, hoofdzakelijk aan de hand van talrijke voorbeelden aan te toonen, hoe z. i. een oordeelkundige toepassing der vergelijkende Grieksche en Latijnsche taalwetenschap het gymnasium onderwijs aangenamer en vruchtbaarder kan maken, en langs welke lijnen het onderwijs, dat de noodzakelijke kentering wil brengen, zich zal kunnen bewegen. Deze voorbeelden zijn gekozen uit het gebied der algemeene taalkunde, klankleer, flexie, syntaxis, etymologie en beteekenisleer. De bedoeling is dus slechts een keurlezing te geven, die de weetgierigheid prikkelt, de mogelijkheid naast de noodzakelijkheid betoogt, en tevens voor *geschoolde* linguïsten enkele aanduidingen bevat, waarvolgens zij in hun onderwijs methodisch te werk kunnen gaan: immers, akademische vorming is hier onafwijsbare voorwaarde.

Hoe men echter over de waarde van de vergelijkende taalwetenschap moge oordeelen met betrekking tot het hoofddoel van alle gymnasium onderwijs: historisch kultuurbesef schenken voor het leven —, niemand zal kunnen ontkennen, dat althans het gewone grammatikale onderwijs op de gymnasia rekening moet houden met de resultaten der moderne taalwetenschap; dat het geen beslist onware voorstellingen mag huldigen; dat het niet mag overvloeien van averrechtsche termen en uitdrukkingen; dat de etymologie, zoodra het Grieksche en Latijnsche woorden geldt, geen vermakelijk *jeu d'esprit* mag blijven als in de dagen van Voltaire. Ook deze negatieve zijde van de kwestie wordt door den schrijver behandeld.

Bij lezing dezer brochure zal de neofiloloog zich zeer zeker herhaaldelijk met verwondering afvragen, of zulke elementaire dingen aan classici moeten worden voorgehouden. Maar hij bedenke, dat Germanistiek en Romanistiek met de Indogermaansche taalwetenschap zijn geboren en opgegroeid; en verder, dat bepaaldelijk in ons land sommige oorzaken van persoonlijke aard tot de langdurige vervreemding tusschen klassieke filologie en taal-